

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 9 (1901)

Heft: 1

Artikel: Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz

Autor: Suter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mitmenschen beizustehen, der wird die ethische Seite des Samariterwerkes nicht gering achten. Und wer trotz der tollen Formen des materiellen Kampfes um des Lebens Notdurft noch das Bedürfnis behalten hat, die Dinge nach andern Gesichtspunkten zu betrachten, als nach ihrem Geldeswert, der wird mit Freude im Samariterwesen eine der Inseln der Ideale erkennen, auf welche sich die Volksseele rettet aus der tosenden und betäubenden Brandung des Kampfes ums tägliche Brot. Der ideale Grundgedanke, der im Worte verkörpert ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selber, er bildet die Quintessenz des Samariterwesens, er ist der Leitstern, dem es seine prächtige Entwicklung verdankt.

Das wären in kurzer Darstellung die guten Seiten, das wäre das tadellose Samariterwesen; ihm haften, wie allem Werk, das von Menschen erfunden und ausgeführt ist, Mängel und Flecken an, und auch sie sollen nicht verschwiegen werden. Es ist ja zuzugeben, daß es Samaritervereine gibt, in denen es mehr „menschelt“, als sich mit dem idealen Vereinszweck verträgt, daß auch das Samariterzeichen nicht absolut schützt gegen Überhebung, Mißgunst, Neid und Intriguensucht, ja daß unter dem Deckmantel des Samariterdienstes persönliche Zänkereien widerwärtigster Art sind ausgefochten worden. Unter solchen Vorkommnissen leidet die gute Sache in weitem Umkreise schwer, und es ist zu wünschen, daß gegebenen Falles gegen solch' unwürdige Streber die schärfsten Maßregeln in Anwendung kommen. Mit der Sache selber haben aber diese leidigen Vorkommnisse nicht das Mindeste zu thun, sie stellen sich dar als Mißgeburten des Vereinslebens im allgemeinen, und erfreulicherweise kann konstatiert werden, daß es nur verschwindend wenige Vereine sind, über die in dieser Beziehung etwa einmal Anlaß zu Klagen gegeben war. (Schluß folgt.)

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

Bericht des Hrn. Dr. Suter, Marau.

Ich fahre in meinem Berichte da weiter, wo ich mit meinen letzten Mitteilungen von Ermelo aus stehen geblieben bin. — Von Machadadorp nach Ermelo zurückgekehrt, mußten wir in letzterem Orte eine zeitlang warten, bis sich unsere Maulesel wieder erholt hatten. Da passierte uns das Unglück, daß sich bei zwei unserer Kaffern das Heimweh einstellte. In einer schönen Mondsnacht liefen sie weg. Ich hatte in der letzten Zeit überhaupt nur drei Kaffern bei mir: Charry und Jim, die beide noch von Kroonstadt her bei mir waren, dann den Kaffer, den Wulff in Volksrust zu mir gebracht hatte. Jim wurde nun vom Wulff'schen Kaffer beschwagt, auszureißen. Er allein wäre nie davongelaufen. — Man kann es den Schwarzen eigentlich nicht verargen, wenn sie sich hie und da aus dem Staube machen. Seit so und so vielen Monaten sind sie kommandiert und müssen ohne Bezahlung Dienste thun für eine Sache, die sie im Grunde gar nichts angeht. Im Gegenteile, die Sache geht sie nicht nur nichts an, sondern von ihrem Standpunkte aus müßten sie eher für die Engländer Partei nehmen. Die Burenherrschaft über die Kaffern ist viel strenger, als diejenige der Engländer, allerdings auch viel rationeller.

Nun saßen wir wieder ein bißchen in der Tinte. Mit Charry allein konnte ich unmöglich treffen. Wir hatten zwar vorderhand nur zwei Tagereisen vor uns, von Ermelo nach Amersfoort, doch mußte ich auf irgend eine Weise suchen, wenigstens noch einen schwarzen Gehülfen zu kriegen. Ich wandte mich an den Landroost. Dieser schickte einen Polizisten aus, um zwei Kaffern zu fangen (sic!). Einer aber, der schon abgefaßt war, riß wieder aus und teilte dem zweiten, der auch hätte kommandiert werden sollen, mit, was ihm bevorstände, worauf sich beide flüchteten. In der Nacht brachte uns endlich der Polizist einen Schwarzen, so daß wir unsere Weiterreise auf den folgenden Tag festsetzen konnten.

Mittwoch den 18. Juli zogen wir von Ermelo fort. Abends erreichten wir Begin de Rhin und lagerten neben der schönen, aus gelbem Stein erbauten Bogenbrücke, der einzigen auf der ganzen Strecke Volksrust Machadadorp außer derjenigen über den Komati, nördlich von Carolina. Vor ungefähr einem Monate waren wir auf dem Rückzuge hinter den Buren her hier durchgekommen und jetzt waren die Buren wieder weit nach Süden vorgedrungen. Andern Tags stießen wir bei der Farm, wo wir bei unserm letzten Durchzuge die Scheune gesprengt hatten, auf das Leydenburg Kommando, das hier auf Ordres wartete. Mittags rückten wir wieder in Amersfoort ein, dem Dörfchen, wo sich so wenig Holz und so schlechtes

Wasser vorfindet. Die Wagen wurden wieder neben dem „Hotel“ (einstöckige Blechhütte mit verschiedenen Räumlichkeiten) aufgefahren. Durch die Güte der Besitzer wurden mir wieder einige Kammern zur Verfügung gestellt. — Ich hatte Ordres, mich zu Assistent-General-Kommandant Christian Botha, dem Bruder Louis Bothas, zu begeben, der sich in der Nähe aufhielt. Etwa eine Stunde zu Pferd von Amersfoort hatte er sein Quartier in einer Farm aufgeschlagen. Christian Botha ist ein großer, hagerer Mann, ebenso schweigsam oder noch schweigsamer als sein Bruder Louis. Er empfing mich sehr freundlich. Er kam am selben Morgen noch nach Amersfoort, um sich mit mir über die Aufstellung der Ambulanz zu besprechen. Er riet mir endlich, zu ihm heranzukommen, da ich dann, was die Verpflegung anbetreffe, viel besser aufgehoben sein würde.

Sonntag den 22. Juli, morgens, wurde General Botha aus der Kirche geholt: „de Engelse trek uit,“ die Engländer ziehen aus, rücken an. Ich wollte den Befehl des Generals, zur Gudwind'schen Farm hinauszukommen, ausführen und ließ alle Wagen einspannen. Wie wir aber auf die letzte Hügelreihe vor der Farm kamen und die letztere unter uns sahen, wurden die Hügel um die Farm stark beschossen. Die großen Wagen ließ ich sofort nach Amersfoort zurückgehen, da es keinen Zweck gehabt hätte, mit Sack und Pack in die Feuerlinie zu ziehen. Mit dem kleinen Ambulanzwagen holten wir einen Verwundeten. Auf dem rechten Flügel wurden die Engländer etwas zurückgetrieben, auf dem linken nahmen sie Grasneck, eine Position, die wir bis jetzt gehalten hatten, beinahe ohne Befecht. General Botha verlegte sein Hauptquartier circa eine halbe Stunde weiter nach Norden. Er gab mir jetzt Ordre, in Amersfoort zu bleiben. Ich richtete mich im Hotel, so gut es ging, ein. Der Besitzer stellte mir das Billardzimmer, das durch einen ungeheuren englischen Billardkasten beinahe ganz ausgefüllt wurde, ein kleineres Zimmer, das ich als Konsultationsraum verwendete, und mehrere kleine Gastzimmerchen zur Verfügung. Die Küche und ein großes Zimmer im hinteren Teile des Hauses waren an den Dorfarzt vermietet, so daß wir immer im Freien kochen mußten. Ich hatte also in der hinteren Abteilung des Hauses überhaupt nichts zu thun und kannte sie gar nicht. Ich betone diesen Punkt ausdrücklich, damit man später die Unverschämtheiten, die mir von einem englischen Sanitätsoffizier gemacht wurden, richtig würdigen kann. — Abends kam ein zweiter Verwundeter. Auf 1700 Yards hatte er einen Schuß in den Hals bekommen. Er stürzte vom Pferde, stieg aber sofort wieder auf und kam selbst angeritten. — Es war von den „Rhafis“ heute wieder viel Munition verknallt worden, aber, wie gesagt, ohne Schaden anzurichten, denn ich sah nur die zwei erwähnten Verwundeten, Dr. Tillemann gar nur einen. Es hieß, die Engländer hätten den ganzen Angriff nur gemacht, um einen großen Wagentransport unbehelligt der Eisenbahn entlang durchzubringen.

Dieser Tage verloren wir in einem Scharmügel auf dem rechten Flügel drei Tote. Wenig Mann hatten eine Steinmauer zu lange gehalten, bis sie Feuer von der Seite erhielten. Namentlich beklagt wurde der Hauptmann der Scouts (Auspäher), ein junger, äußerst tapferer Mann. Das sind die einzigen Toten, die wir hier in Amersfoort während eines Zeitraumes von circa drei Wochen hatten. Nach der Meinung der Engländer brachten sie uns immer schwere Verluste bei, wie ich später in englischen Zeitungen in Durban zu lesen die Gelegenheit hatte. Auch unsere Truppenstärke wurde von den Engländern immer überschätzt. So las ich später von 4—5000 Mann, die in und um Amersfoort gestanden hätten, während wir nur über circa 750 Mann verfügten.

In Amersfoort waren wir beinahe von der ganzen Welt abgeschnitten. Zweimal allerdings per Woche kam die zweirädrige Postkarre von Ermelo, geführt von zwei bewaffneten Buren, brachte mir aber nie etwas aus Europa. — Den 1. August mußten wir etwas trübselig feiern. Die Kaffern trugen möglichst viel Ruhmist zusammen. Da kein Holz aufzutreiben war, machten wir ein Ruhmist-Freudenfeuer. Meinen Begleitern erklärte ich die Wichtigkeit des Tages. Wir stießen an und tranken auf das Wohl der fernen Schweiz, nicht Bier und nicht Wein, sondern eine Blechtasse Kaffee. — Vor ein paar Tagen war Christ. Botha mit einigen 30 Mann nach Wackerstroom geritten. Am 4. August kam er wieder zurück und brachte als Gefangene einen Offizier und sieben Mann. Schon einige Zeit trieb sich dieser Intelligenzoffizier, wie er sich nannte, in der Umgebung von Volkskrust herum. Er beschwakte alle auf den Farmen zurückgebliebenen Frauen, nach Volkskrust hereinzukommen. Er wollte so eine allfällige Beschießung Volkskrusts durch die Buren verhindern. Botha legte sich mit seinen Leuten in einen Hinterhalt; man schoß dem Offizier das Pferd unter dem Leibe weg, wobei

derselbe den Fuß brach. Es muß ein ziemlich gefährlicher Mensch gewesen sein. Botha befahl mir, niemanden zu ihm zu lassen. Nachts lagen Wachen vor Fenster und Thüre.

Am 5. August verließ mich Dr. Mögenburg. Schon längere Zeit hegte er die Absicht, nach Europa zurückzukehren. Er benützte die Gelegenheit, mit einem Wagen bis nach Ermelo zu fahren, um von dort nach Lorenzo Marques zu gelangen. Während der Zeit, die er sich in meiner Ambulanz befunden hat, hat mir der Herr Kollege recht gute Dienste geleistet.

Es war am 7. August, morgens in der Frühe, als Artillerielieutenant Grothaus bei mir vorsprach und frische Fische brachte, die er in irgend einem River in der Nähe seines Lagers gefangen hatte. Da wir beide nichts Besonderes vorhatten, beschloßen wir, zu dem Flusse zurückzukehren und unser Glück des weiteren mit Fischen zu versuchen. Kaum jedoch waren wir beim Artillerielager angekommen, kam die Brandwache ein und meldete, daß die Engländer wieder im Anzuge seien. Das Fischen mußten wir so natürlich bleiben lassen. Ein paar Minuten und die Kanonen rückten vor. Ich dachte mir, es stände wieder eines der in letzter Zeit beinahe alltäglichen Scharmügel bevor, bei denen die Engländer jeweilen zurückgetrieben wurden. Mit Lieutenant Grothaus, Wachtmeister Mauchli (einem Schweizer, der schon drei Jahre bei der Staatsartillerie diente) und einigen anderen Unteroffizieren ritt ich den Kanonen voraus. Bei einer Farm angekommen, gewahrte ich eine Menge kleiner Schweinchen, die sofort mein lebhaftes Interesse wachriefen. Es dauerte auch nicht lange, so war eines der Tierchen mit meinem Sackmesser vom Leben zum Tode befördert, auf einen zufällig anwesenden, nach Amersfoort zurückfahrenden Wagen geworfen, dessen Führer ich anbefahl, er solle meinen Leuten bei der Ambulanz sagen, sie möchten ein recht gutes Diner bereiten. In der Nähe der Farm lag eine ungeplatzte große Lydditbombe, und da ich noch kein derartiges ganzes Geschöß in meiner Sammlung hatte, versuchte ich mein Möglichstes, den Zünder herauszuschrauben, was mir jedoch nicht gelang. Unterdessen war die Artillerie nach rechts abgeschwenkt. Ich konnte nichts mehr von ihr entdecken. Ich ritt noch etwa eine halbe Stunde weiter, südwärts, wo hinter einer Kopje ein Pferdekommando lag. Wir hatten gute Stellungen und ich erwartete nichts anderes, als daß sich die Engländer bald wieder zurückziehen würden. Der Nachmittag war schon ziemlich vorgerückt. Ich machte mich auf den Heimweg, die Satteltasche und meine Säcke mit Geschößstücken gefüllt. Bei der oben erwähnten Farm versuchte ich mein Glück noch einmal mit der Lydditbombe, jedoch mit dem gleichen negativen Erfolge. — Es schien mir nun aber doch, daß das Schießen in der Richtung gegen Amersfoort zu, namentlich mit grobem Geschütze, zu lange andauere, ja an Intensität eher zu- als abnehme, und auf einmal kam mir der Gedanke, daß am Ende doch da oben vielleicht nicht ganz alles in Ordnung sein möchte. Überdieskehrten meine Gedanken immer häufiger und häufiger zu dem nach Hause gesandten Schweinchen zurück. Ich machte mich flugs auf den Heimweg.

Bei den Lagerplätzen des Ermelokommandos und der Artillerie angekommen, war alles schon abgebrochen und fortgezogen. Es stand kein Zelt mehr. Ganz einsam auf der weiten Fläche befand sich noch ein Wagen von Dr. Julians, dem Arzte vom Ermelokommando. Er sagte mir, die Ermeloer hätten sich nach Nordosten über die Hügel zurückgezogen. Gegen Amersfoort zu donnerten die Geschütze immer stärker und stärker. In beschleunigtem Tempo ritt ich weiter. Bei einer Furt, etwa 20 Minuten zu Pferd von A., traf ich zwei Reiter, die abgestiegen waren. Zu meinem größten Erstaunen erkannte ich in dem einen meinen Landsmann Mauchli, den Artilleriewachtmeister, mit einer bunten Zipsfelle auf dem Kopfe. Die Kanonen seien schon östlich über den Berggrat gebracht. Und ich wähnte dieselben immer noch südlich oder südwestlich von mir! Eine Armstrong-Kanone sei nach wenigen Schüssen unbrauchbar geworden; ein Maxim-Nordensfeld (automatisches Schnellfeuergeschütz, bei dem die Munition in Bändern zu 25 Geschößen eingeführt wird) habe nach drei Bändern nicht mehr funktioniert; sie hätten sich so zurückziehen müssen. Nun ging's im Galopp nach Amersfoort. Mauchli und sein Begleiter waren die letzten auf Burenseite Kämpfenden, die ich gesehen.

Amersfoort liegt in einem breiten, flachen, von Süden nach Norden sich ziehenden Thale. Gegen halb 5 Uhr kam ich wieder bei meiner Ambulanz an. Von den westlichen Hügeln her kamen ununterbrochen die großen Geschosse über unsere Köpfe weggeflogen. Die Buren hielten die östlichen Hügel besetzt. Meine Leute waren froh, wie ich wieder bei ihnen anlangte; schon hatten sie die größte Angst für mich gehabt. — In einem fort fielen die Geschosse gegen die Hügel im Osten, viele im Dorf und um dasselbe. Wir befanden uns mitten im Kreuzfeuer und konnten natürlich weder vor- noch rückwärts. Hätte ich zu den Buren gelangen wollen,

so hätte ich über die von den Engländern star! beschossenen Abhänge ziehen müssen, was mir nach den bis anhin gemachten Erfahrungen nicht ratsam schien. Es blieb mir nichts anderes zu thun übrig, als ruhig abzuwarten, bis die Beschießung ein Ende genommen haben würde. Unsere Nachbarleute und andere Einwohner liefen jammernd umher, bei jedem neuen Schusse die Hände zusammenschlagend. Eine Anzahl Frauen und Kinder legte sich vor eine kleine Mauer vor unserm Hause und wir alle hockten auch an diese Stelle. Viele Schrapnels plakten über uns, verletzten glücklicherweise jedoch niemanden. — Auf einmal wird das Feuer von den Burenpositionen her viel lebhafter. Ich schaue hinter's Haus, nach der entgegengesetzten Seite, und vom Berg herunter kommen sie wie die Heuschrecken, die „Rhakis“, das Gewehr in der Hand, immer näher und näher, jetzt sind sie im Dorf, zwischen den Häusern, gehen an uns vorbei, stumpfsinnig, Schritt für Schritt weitertrötelnd. Soweit der Blick reicht, rücken sie vor, nördlich und südlich vom Dorf. Sie müssen noch die gegenüberliegenden Hügel nehmen. Unterdeß unterhalten die Buren lebhaftes Gewehrfeuer. Es ist etwas Unheimliches, dieses Burenfeuer. Man sieht keinen Schützen, keinen Rauch, man hört nur den kurzen, trockenen Ton der Mauser und die armen, müden Engländer stürzen getroffen hin.

Auf einmal sprengt ein Offizier zu meiner Ambulanz und fragt nach dem Medical Officer. Ich zeige mich. Wenn ich nicht sofort mache, daß das Feuer unserer Leute aufhöre, so brenne er das ganze Dorf nieder, schreit er mich an. Nun steigt mir das Blut auch in den Kopf. So gut ich kann, schreie ich den unrasierten Kerl an, er solle machen, daß er von meiner Ambulanz wegkomme, er hätte da nichts zu suchen. Unsere Leute hätten das Recht, zu schießen, solange sie wollten, mich gehe das nichts an. — Einem Engländer kann man höchstens durch Grobheit imponieren. Denn der Engländer ist ja — ich rede von den Jingos, die nur englisch sprechen, nicht von den gebildeten, die auf dem Kontinente gewesen sind, deutsch oder französisch reden und gesehen haben, daß man bei uns auch schreiben und lesen kann — ein Mensch, der sich außerordentlich viel anmaßt und der, ich will es gelinde sagen, über ein zu stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein verfügt. — Der Herr auf dem Pferde schaute mich verwundert an, wußte jedenfalls nicht, was er sagen sollte, und ritt dann aus der Umzäunung, in der meine Wagen standen, hinaus.

Jetzt machten sich die Engländer an einen gewissen Charry, Commis in einem der zwei hiesigen Stores. Sie gaben ihm eine große weiße Fahne und schickten ihn zu den Buren hinüber, um dieselben von weiterem Schießen abzuhalten. Herr Charry aber kam mit seiner Fahne und stellte sich neben meine Ambulanzwagen auf. Natürlich jagte ich ihn sofort zum Kuckuck und wäre beinahe noch thätlich geworden. An der Schweizer- und der Rotkreuz-Fahne hätte ich genug, die Buren sollen schießen, solange sie wollten, jedenfalls hätte er mit seiner weißen Fahne bei meinen Wagen nichts zu thun. Mr. Charry kam aber nie zu den Buren hinüber. Er versteckte sich dann, soviel ich nachher hörte, mit seiner Fahne hinter einem Hause und wartete, bis es dunkel wurde. Dann kam er wieder zurück und meldete, er hätte die Buren nirgends gefunden. — Die Herren Engländer schreiben so viel vom Mißbrauchen der weißen Fahne auf Seite der Buren. Ich habe nie etwas davon gesehen. Wo aber, frage ich, findet man einen krasseren Mißbrauch, als den obenerwähnten? In diesem Falle hätte die Fahne immer dazu dienen sollen, die Buren von weiterem Schießen abzuhalten.

Nun rückten sie ein, die lehmgelben Herren. Es schien mir, es wolle nicht mehr aufhören. Bis spät in die Nacht hinein zogen Lanzenreiter durch's Dorf. Beinahe die ganze Buller'sche Armee hatte man gebraucht, um, unglaublich, circa 750 Buren zu vertreiben. Einige Wochen lang hatten wir Stand gehalten, aber diesmal war die Übermacht zu groß gewesen. — Nicht lange dauerte es, so brachte man die ersten Verwundeten. Ich half dem englischen Arzte mit meinen Leuten, soviel ich konnte, und stellte natürlich meine paar Zimmer zur Verfügung. Meinen Leuten befahl ich, von den Wolldecken möglichst viele für die Verwundeten leihweise abzutreten. Sie schliefen dann selbst nur mit dem Allernotwendigsten. Eine Anzahl Verwundete legten wir ins Billardzimmer, verschiedene in die kleinen Gastzimmerchen. In meine eigene kleine Kammer placierte ich zwei Verwundete, einen Offizier in mein Bett, einen Soldaten mit zerschmettertem Unterarm auf den Boden. Ich selbst schlief diese Nacht im Nachbarhause, auf einem kleinen Ruhebettchen, wo ich beinahe erfror. Dem Brigadearzt der VIII. Brigade, einem Major, dessen Name mir leider entfallen ist, stund ich im Verbinden bei.

Das Notwendigste war beinahe gethan und ich war eben daran, die Instrumente zu

reinigen, als der genannte Major auf mich zugerannt kam, mich anschrill und anbrüllte und mit den Händen in der Luft herumgestikulirte. Erst wußte ich gar nicht, um was es sich handelte. Ich sollte sofort das Haus verlassen, ich hätte Zimmer und gerade die besten, verheimlicht. Der Herr Kollege hatte die im hinteren Teile des Hauses gelegenen Zimmer, deren ich oben Erwähnung that, entdeckt, und meinte nun, ich hätte ihm dieselben vorenthalten wollen. Ich antwortete dem Herrn natürlich mit entsprechender Höflichkeit. Ich hätte von den Zimmern im hinteren Teile des Hauses nichts gewußt; ich sei Chef der Ambulanz und solange noch die Schweizerfahne auf dem Dache wehe, sei ich Herr im Hause. Was Schweizerfahnen, Burenfahnen seien es, meinte ein großer, magerer Kerl, ich arbeite ja für die Buren. Ich zog mich zurück. — Im Hotel war überhaupt eine fürchterliche Unordnung. Soldaten gingen in einem fort nach Belieben ein und aus. An der Thüre hatte man nicht einmal eine Wache aufgestellt. Ich hatte im Konsultationszimmer etwas Brot und eine Flasche mit eingemachtem Gemüse zurechtgelegt, um bei Gelegenheit rasch etwas genießen zu können. Beides war im Nu weggestohlen.

Die englischen Soldaten saßen während der ganzen Nacht um die Wachtfeuer herum, ich glaube, ihre Wolldecken waren nicht nachgeführt worden. Ich legte mich ins Nachbarhaus auf das erwähnte kleine Ruhebett. Die Frau des Hauses, deren Mann, ein Schulinspektor, auch im Felde stand, hatte das einzige verfügbare Bett einem verwundeten Engländer abgetreten. An Schlaf jedoch war diese Nacht nicht zu denken. Jeden Augenblick, bis gegen den Morgen hin, wurden die Schiebfenster von außen aufgehoben. Man verlangte nach Brot, Eiern und anderen Lebensmitteln und namentlich auch nach Krügergeld. Ein Glück, daß ich mich in dem Hause befand, sonst wäre wahrscheinlich übel drin gehaust worden.

Alle meine Sachen, Kleider u. s. w. hatte ich im Hotel drüben gelassen. Trotz der Ausweisung durch den Brigadearzt begab ich mich andern Tags doch wieder hinüber, um einzupacken. Dem Offizier ging es gut. Dem Soldaten hatten sie gestern den Arm amputiert; stöhnend lag er auf meiner Matratze am Boden. Von meiner Habe war viel verschwunden. So hatten mir die immer ein- und ausgehenden Soldaten den Photographieapparat, einen Feldstecher und zwei Ferngläser, Hemden und andere Wäsche, Schuhe, eine teure Reitpeitsche u. gestohlen. Hr. Wulff hatte der Sicherheit wegen ein kleines Köfferchen in mein Zimmer gestellt. Es war ganz ausgeraubt. Daß solche Dinge — daß man einen Arzt, der sein eigenes Bett für Verwundete weggibt, in so gewöhnlicher Weise bestiehlt — in einer europäischen Armee vorkommen, hätte ich denn doch nicht erwartet.

Es ging nicht lange, so kam Hr. Selling, der Inhaber eines großen Ladens in Amersfoort, in großer Aufregung zu mir. Hr. Selling war, wie übrigens noch mehrere Einwohner, sehr für die Engländer eingenommen gewesen, wie ich das während der letzten Zeit vielfach sehen konnte. Nun hatten sie ihm während der Nacht seinen großen Store vollständig ausgeplündert. Ein solcher Store ist ein großer Laden, in dem man so ziemlich alles kaufen kann, was man in einer Haushaltung braucht. Hier holt sich der Bur seinen Zucker und Kaffee, seine Kleider, Werkzeuge, Pfeifen, Schuhe, den Tabak u. s. w. Da findet man aber auch Glasschränke, Pianos, Harmoniums, Velocipeds und gewöhnlich fehlt auch nicht eine kleine Apotheke. Ich begleitete Hrn. Selling zu seinem Laden. Da sah es nun allerdings müßig aus. Im ganzen Laden fand sich, glaube ich, kein brauchbares Objekt mehr. Alles war kurz und klein geschlagen und ausgeraubt, Spiegelschränke, Tassen, Teller, Büchsen, Flaschen zerschlagen, Kleider zerrissen, bei Harmoniums die Tasten herausgerissen, kurz ein Chaos, wie ich ihn in meinem Leben noch nie gesehen habe. Die zerstörten Waren bedeckten den ganzen Fußboden. Im Comptoir hatte man den eisernen Sicherheitsschrank vom Gestell herab auf den Boden gerissen. In der Außenwand zeigte er ein großes Loch, durch die zweite Wand jedoch hatte man nicht eindringen können — ein Glück für Hrn. Selling. Es befanden sich in dem Schranke in diesem Momente 1800 R. Sterl. (45,000 Fr.) in Gold und Papier, sowie sämtliche Geschäftsbücher. Hrn. Selling zuckte es eigentümlich um die Mundwinkel, es war ihm jedenfalls etwas Weinerlich zu Mute; seine Freude an den Engländern hatte bedeutend nachgelassen.

Gegenüber lag der Store eines deutschrussischen Juden, Namens Treismann, noch größer wie der Laden Sellings und wertvollere Gegenstände enthaltend. Die Vandalen hatten hier in der Nacht das gleiche Zerstörungswerk vollbracht. Zwei Glasschränke mit Silbersachen waren vollständig ausgeraubt. Hr. Treismann sprang von einem Ende des Ladens zum

anderen: Sehen Sie Herr Doktor, gestern hatte ich alles, heute habe ich nichts mehr. Ein gerade gegenwärtiger Offizier bemerkte höhnisch, das sei die Rache für Dundee.

Der Schaden wurde im einen Laden auf 4000, im anderen auf 4500 £. Sterl. taxiert, was zusammen die schöne Summe von 212,500 Fr. ausmacht. So geht's, wenn man die Fahne der Civilisation mit Söldnerbanden in fremde Länder tragen will. — Wir waren eben noch mit Treismann im Gespräche begriffen, als eine Ordonnanz auf mich zutrat und mir meldete, General Buller lasse mir sagen, ich sei mit all' meinen Leuten prisoner of war, Kriegsgefangener, und dürfe mich keinen Schritt mehr von unsern Wagen entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Preussischer Landesverein vom Roten Kreuz.

Das deutsche Vereinsorgan veröffentlicht einen Auszug aus dem Jahresbericht des preussischen Roten Kreuzes vom 1. Juni 1898 bis 1. Juni 1900. Da uns der Bericht selber nicht zugekommen ist, teilen wir unsern Lesern einige Daten aus dem Auszug mit.

Die Fertigstellung und Herausgabe des von dem Vorsitzenden B. von dem Knefbeck und dem Generalsekretär Dr. Vieber erstatteten Berichtes wurde infolge der umfangreichen Arbeiten, welche die Absendung von freiwilligem Personal und Material nach dem chinesischen Kriegsschauplatz erforderte, verzögert.

Das Centralkomitee zählt 46 Mitglieder, welche gleichzeitig dem Centralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz angehören. In der Berichtszeit fanden sechs Sitzungen des Gesamtkomitees und eine Anzahl von Abteilungsitzungen statt.

Das Vereinswesen hat sich in der abgelaufenen Berichtsperiode insofern nicht wesentlich geändert, als die Anzahl der Zweigvereine ziemlich dieselbe geblieben ist; es hat sich aber die Anzahl der Mitglieder der einzelnen Vereine vermehrt und es ist erfreulicherweise ein regeres Leben und eine regere Beteiligung auch an den Friedensaufgaben des Roten Kreuzes unverkennbar. Es sind vorhanden 12 Provinzialvereine, 2 Bezirksvereine und 450 Zweigvereine. Die Provinz Ostpreußen hat 35 Zweigvereine, Westpreußen 26, Pommern 13, Posen 5, Schlesien 15, Brandenburg 27, Sachsen 29, Schleswig-Holstein 94, Hannover 51, Hessen-Nassau 43, Westfalen 43, Rheinprovinz 67, Hohenzollern 2.

Es folgt die Aufführung der nicht unbedeutlichen Unterstützungen an Vereine u. s. w., welche sich teils zur Einrichtung von Lazaretten für den Kriegsfall verpflichtet haben, teils die Ausbildung von Krankenpflegepersonal bereits im Frieden übernehmen.

Die freiwilligen Sanitätskolonnen haben eine Vermehrung sowohl bezüglich der Anzahl der Kolonnen, wie ihrer Mitglieder erfahren. Die zweckmäßigere Ausbildung hat erfreuliche Fortschritte gemacht, und durch die immer weitere Entwicklung einer praktischen Thätigkeit im Frieden erhalten sie eine nicht zu unterschätzende Ausbildung für eine solche im Kriege. Ein frischer Geist bethätigte sich bei den Übungen; dieselben wurden mit größerem Verständnis als bisher den Kriegsbildern entsprechend angelegt und durchgeführt, auch auf den Hauptzweck der Sanitätskolonnen, den Krankentransport, großes Gewicht gelegt. Das Bestreben der freiwilligen Sanitätskolonnen, sich im Frieden an dem öffentlichen Sanitätsdienst zu beteiligen, tritt immer mehr in den Vordergrund. In den verschiedensten Orten haben sich dieselben den Behörden zur Verfügung gestellt, namentlich gelegentlich der Ansammlung größerer Menschenmassen. Es hat sich eine solche Unterstützung des öffentlichen Sanitätsdienstes in jeder Weise bewährt und das Publikum und die Behörden haben dieser Einrichtung ihre volle Anerkennung zu teil werden lassen.

Die Sanitätskolonnen sind namentlich aufgeführt. Die Gesamtzahl in Preußen beziffert sich von Anfang 1900 auf 536, mithin 93 mehr als im Vorjahr. Die Mitgliederzahl beträgt 12,309 — 938 mehr — von denen nach Abzug der militärdienstpflichtigen Mannschaften 6255 — 487 mehr — zur Verwendung der freiwilligen Krankenpflege im Kriege verfügbar bleiben. Der Führer- und Arztag der deutschen freiwilligen Sanitätskolonnen im Jahre 1899 fand in München vom 12. bis 15. August unter zahlreicher Beteiligung statt.

Zur weiteren Ausstattung der Depots sind bereits die einleitenden Schritte gethan. Die Finanzverhältnisse sind günstige gewesen, wie aus dem beigefügten Rechnungsabschluß ersichtlich ist.
